Seeländer-Holz

Autor(en): **R.B.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 15

PDF erstellt am: **29.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638241

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

er mitten im Schlagen eines Marsches an den Wegrand treten musste, weil sich die Welt vor seinen Augen verdunkelte. Die ärztliche Untersuchungskommission enthob ihn der Funktionen als Tambour und verfügte seine Einreihung in die Ortswehr der Stadt. Und dann wurde der Tag festgesetzt, an dem er seine Tambourausrüstung gegen Gewehr und Bajonett zu vertauschen hatte.

Es war ein harter Schlag für Uli Stauffer. Der Abschied von der alten Ordonnanztrommel stimmte ihn nachdenklich und traurig. Er hatte eine Grenze erreicht, von der es unaufhaltsam hinabging zum dunklen Ende des Lebens. Es war ihm zumute wie einem Menschen, dem durch ein Verhängnis etwas Vertrautes, Liebgewordenes genommen wird. Seine Trommel besass eine Stimme, in der seine Seele mitschwang. Die Wolken waren in dieser Stimme, der Wind, das Flimmern der sommerlichen Hitze und das Knistern der wogenden Getreidefelder, an denen er mit seinen Kameraden vorübergezogen war. Das Land, die Heimat lebte darin, die er bis zum Abklingen der letzten Gefahr bewachen wollte.

In der schmalen Frist, die ihm bis zur Ausmusterung gegönnt war, nützte er jede freie Stunde, um seiner Trommel den Schmerz des alternden Mannes anzuvertrauen. In seiner hochgelegenen Turmstube tanzten die Schlegel bei geschlossenem Fenster so kraftvolle Pralltriller auf das straff gespannte Fell, als jagten sie ein Bataillon Soldaten in Gefecht. Bisweilen grollte es wie ein Gewitter über die Berge herein. Bald klagte es so verhalten und zag, als raunte der Herbstwind an den Mauern hin. Bald war es wie ein Streicheln über das Haupt eines Kindes. Uli Stauffer trommelte aus ganzer Innigkeit und Wärme.

Eines Abends verweilte er mit Freunden in der Stadt. In das auftrumpfende Männergerede fiel plötzlich eine Pause. Stauffer empfand die Stockung als Mahnung und Auftrag, und im Gedanken an seine Trommel leerte er das Glas, bezahlte und begab sich auf den Heimweg. Und noch einmal dröhnte es bis in die Nacht hinein durch die Räume des Hauses, dass Frau Stauffer unten in der Wohnung die Strickarbeit aus den Händen legte und den Blick versonnen in eine Ferne hob.

Das Unabänderliche geschah. An einem Vorfrühlingstag, als der letzte, kranke Schnee im Hauch des Föhns zerschmolz, zog Uli Stauffer mit auf den Rücken geschnallter Ordonnanztrommel im Soldatenrock an unserem Garten vorbei zum Zeughaus. Er ging ein wenig vorgebeugt, und leise Wehmut klang aus seinem Schritt. Eine Amsel, die aufgeplustert im kahlen Geäst der Rotbuche sass, sang ihren ersten zagen Frühlingsgruss hinter ihm drein.

SEELÄNDER-HOLZ

Zum 85. Geburtstag Johann Löffels

(Ein Interview)

Johann Löffel, ja, wer ist denn jetzt das? Nun, im Dorfe *Ins* ein Begriff und im übrigen der originellste Kauz des Seelandes.

Da kann man halt nichts machen. Wer dreien Generationen bekannt ist als der Mann, der die Kriege auf den Tag voraussieht, der weit und breit über die Bibel am besten Bescheid weiss, der alles, aber auch alles kann, der wird schliesslich für die Gegend zum Begriff, und was die Originalität betrifft, da überlasse ich es dem lieben Leser, sich aus Nachstehendem selber ein Bildchen zu machen.

Den grössten Teil seines Lebens hat Papa Löffel, als Bau- und Zimmermeister, in Ins verbracht, dem Wirkungskreis unseres gottbegnadeten Malers und Zeichners Albert Anker. Die Gegend scheint es in sich zu haben, denn wenn einmal ein früherer Inser-Pfarrer zu Johann Löffel gesagt hat, er sei ein gottbegnadeter Mensch, dann wird es damit wohl auch seine Richtigkeit haben.

Kürzlich hat Löffel seinen 85. Geburtstag gefeiert, ohne allen Pomp. Im „Bären" hat er in aller Beschaulichkeit einen Schoppen Inser getrunken, womit die Festlichkeit erschöpft war. Er ist kein Liebhaber leichtfertigen Wirtshausgeschwätzes, desto besser kommt dann aber ein Freund oder ein ernsthafter Besucher, der sich wirklich für ihn interessiert, auf seine Rechnung. Denn Löffel Johann macht aus seinem Herzen keine Mördergrube und wenn er einmal ins Dozieren gekommen ist, dann kann das beste Essen im Topfe verschmoren und kalt werden. Einen Begriff davon habe ich heute bekommen.

Wir haben den alten Herrn im spätern Vormittag beim Kochen seiner obligaten Mittags-Fleischsuppe überrascht. Ich wurde bei ihm durch einen jungen Inser, einen seiner Verehrer, eingeführt. Vorher haben wir uns am Fusse des Hügels, auf dem sein Häuschen steht, bei einer Nachbarin nach seiner Anwesenheit erkundigt. „Wird schon da sein, schaut nur hinauf zum Haus, ob der Stock am Nagel vor der Türe hängt. Wenn der Stock da ist, dann ist auch der Löffel da!"

Der Stock war da; also ist auch der Herr Löffel nicht weit! Da noch nicht geheizt ist, trägt Löffel ein den Umständen angepasstes Tenue: Lismer, Halstuch und Pudelmütze, welch letztere, wie der Turban beim Mohammedaner, nur in den seltensten Fällen ihren dominierenden Sitz verlässt. Die traditionelle schwarze Zimmermanns-Manchesterhose schützt beim Kochen eine Schürze seiner Seligen. Da dieses Kleidungsstück bereits etwas fleckig ist, beeilt Herr Löffel sich, dasselbe zu — wenden. Die Küche ist zugleich Wohnraum, der sein Gepräge erhält durch eine flächige Couch. Schon haben wir zwei darauf Platz genommen, während ein lustiges Feuerchen im Ofen prasselt, einem einfachen Gussöfchen, das zugleich als Kochherd dient. Meine Mahnung, sich nicht in der Zubereitung seiner Mahlzeit stören zu lassen, lehnt er lächelnd ab: „Lassen wir die Suppe ruhig weiter plöderlen, die hat Zeit."

Löffel studierte wenige Minuten vorher die letzte Gesetzesbotschaft zur kommenden Abstimmung, wovon das Herumliegen diesbezüglicher Imprimate Zeugnis ablegte. Meine erste Frage scheint ihn in Schwung zu bringen; er hält nicht viel von Gesetzen (ausser von den Naturgesetzen). „Gesetze sind nur für die Lumpen da; wären alle Leute, wie sie sollten, brauchten wir keine Gesetze", erklärt er mit der Stimme eines kommandierenden Feldweibels. Ich brauche überhaupt mein Gehör nicht übermässig anzustrengen, wie dies sonst meist gegenüber Schwerhörigen der Fall ist; denn mit ungeschwächtem Stimmorgan verficht Herr Löffel in den nächsten Stunden seine Thesen und Ueberzeugungen.

Auf die Regierungen ist er samt und sonders nicht gut zu sprechen, und er nennt sie verantwortlich für alles heute auf der Welt bestehende und geschehende Ungute.

Im Verlaufe des nachfolgenden Gespräches stelle ich eine Frage nach einigen Zusammenhängen zwischen Seele und Tod. Da meint Herr Löffel bedächtig: „Ja, da müssen wir schon etwas zurückgreifen, um diesen Zusammenhängen auf die Spur zu kommen. Hören Sie also!" Und dann greift er wirklich ein bisschen zurück, so einige vierzigtausend Jährchen und ein halbes Dutzend Tausender dazu! Von der

These ausgehend, dass die in der Bibel für die Erschaffung der Welt angegebenen 6 Tage eigentlich sechsmal 7000 Jahre bedeuten, erklärt mir Löffel das Werden der Welt, vom wüsten Chaos beginnend bis zur Erschaffung des ersten Menschen und weiter bis zur heutigen Generation. Seine theologischen Ansichten sind durchaus erd- und naturgebunden. Erstaunlich sind seine Kenntnisse über die Erdgestaltung, über die alluvialen und diluvialen Schichtungen und die Bildung der Humusrinde durch Wachstum und Verwesung. „Ein Beispiel aus nächster Nähe; sehen Sie, drüben im Neuenstadter-Moos, da habe ich vor 60 Jahren zwanzigpfündige Hechte gefangen. Da war eine Rinne oder Kanal von zwei bis drei Kilometer Länge, entstanden durch Menschenhand, durch das Graben nach Torf. Schon dieses Torfvorkommen allein ist eine geradezu illustrative Beweisführung. Einige Bäche ergossen sich in diese später nicht mehr ausgebeutete Rinne und Fische gab es darin in Hülle und Fülle. Sechs Meter tief war das Loch damals – und heute sieht man nichts mehr davon. Alles eben, zugewachsen, durch Wachstum und Verwesung. Und so geht das nun schon über vierzigtausend Jahre und wird noch weiter so gehen. Neue, unbekannte Geschöpfe kommen vielleicht in Tausenden von Jahren und alte werden aussterben."

Neben der Couch steht eine Art Nachttisch, der dient als Bücherschrank. In greifbarer Nähe hat darin der alte Philosoph seinen Lesestoff, eine Menge gelehrter, erläuternder Schriften und obenauf, schon stark zerlesen, die Bibel. „Sehen Sie, viele Leute, auch studierte, vergessen immer, dass der Inhalt der Bibel symbolisch und bildlich ausgedrückt ist. Das muss aber gründlich ausstudiert, um verstanden zu werden. Da genügen drei, vier Jahre Studium nicht. Ich habe 75 Jahre meines Lebens darauf verwendet. Aber dafür weiss ich Bescheid."

Löffel ist aber nicht nur auf geistigem Gebiet ein aufgeschlossener Mensch. Dafür zeugen unzählige, unter seiner kundigen Hand entstandene Werke weltlicher Natur. Sei es der Bau eines Hauses, die Reparatur eines Grammophons oder einer Nähmaschine, sei es das Beschlagen eines Pferdes oder eine Küferarbeit, alles das macht bei Löffel keinen Unterschied.

Mein Blick fällt auf den ungewöhnlichen, ordonnanzähnlichen Schnitt seiner Hamburger Manchesterhose. Schon hat er den Blick erwischt und bereits schiesst die Antwort hervor auf meine noch gar nicht gestellte Frage. „Glauben Sie, wenn ich zum Fischen gehe oder auf die Jagd, könne ich so ein Gelotter um die Beine haben oder einen Klumpen Hosenstoff unter den Wadenbinden? Hier habe ich die Hosen einfach aufgeschnitten, weggehauen was zu viel war, wieder zugenäht und jetzt habe ich ein paar Hosenbeine nach meinem Goût. Und diese Holzschuhe da, die habe ich als neu gar nicht tragen können. Die Muster der Holzbödeler und meine Füsse kommen halt nicht zusammen; also herunter mit dem Leder, Holz habe ich genug, dazu eine Säge und das Ziehmesser und das Resultat ist ein Paar Holzböden, in denen ich wohl bin."

Die fast unwahrscheinlichen Fähigkeiten zu jeglicher handwerklichen Arbeit fasst Löffel in dem lapidaren Satz zusammen: „Was das Auge sieht, sollen die Hände vollbringen können."

Stets überrascht bei diesem eigenartigen Menschen, der noch heute über sechs Schuh misst, die für sein Alter geradezu erstaunliche Vitalität. Nichts übersieht er, nichts vergisst er und jede Situation erfasst er blitzschnell und mit nie erlahmender Auffassungskraft. „Viele Leute werden mit dem Alter immer dümmer, ich weiss nicht, woher das kommt. Ich selbst fühle mich vom Kopf bis zu den Füssen, meine Atemnot ausgenommen, noch beieinander wie mit 20 Jahren", meint er lächelnd. Ein goldiger Humor ist überhaupt auch eine seiner hervorstechenden Eigenschaften und gar häufig flitzt der Schalk um seinen Mund.



Löffels Lebensgefährtin hat ihm fünf Buben und vier Mädchen geschenkt. Die Überlebenden sind alle verheiratet, eine seiner Töchter leitet das seinem Häuschen zunächst gelegene landwirtschaftliche Heimwesen. Zwei Söhne sind ihm in blühendem Alter weggestorben. Der eine derselben war Hufschmied bei den Guiden. „Als er starb, da hat mir sein Hauptmann geschrieben, die Armee habe ihren besten Hufschmied verloren", erzählt der Vater; der Stolz leuchtet ihm aus den Augen und nur ein kaum bemerkbares Vibrieren der Stimme lässt schliessen auf nie verebbtes, inneres Weh.

Eine Photographie an der Wand zeigt die Familie einer auswärts verheirateten Tochter. „Diese Tochter wiegt, bei aller Proportion, ihre 95 Kilo, ihr Mann 110 Kilo!" Der Urgrossvater von heute, der in seiner Jugend ein Hühne gewesen sein muss, scheint für gewichtige Nachkommenschaft gesorgt zu haben.

Im Alter von 80 Jahren erklärte Herr Löffel: „So, jetzt arbeite ich nichts mehr", verkaufte sein Heimwesen, das er nur mehr allein bewohnte, sowie seine Zimmerei-Einrichtung und begann sein vorgenommenes Faulenzerleben damit, dass er — ein Haus baute! Das wievielte, weiss er selbst nicht mehr genau. Aber diesmal für sich selbst. Es ist das Häuschen, das wir auf unserem Bilde sehen. Wie es bei Löffel nicht anders zu erwarten war, ist daran jeder Handstreich, von der ersten Pflasterkelle im Fundament bis zum Einschlagen des letzten Sparrennagels und Einsetzen des obersten Ziegels Löffels ureigenstes Handgewerk. Jede Verglasung, jeder Anstrich stammt von ihm und als das Haus fertig war, fing er wieder von vorne an und baute eine Glasveranda an, darin steht heute, wie zu jeder Zeit, ein Fahrrad, bereit, den jungen Alten in das Dorf zu fahren.

Darf ich noch verraten — es wird eigentlich niemanden mehr verwundern —, dass sämtliche Möbel in der Wohnung, einschliesslich Polsterung, jedes Ding, worauf man liegt, sitzt oder isst, „made in Ins, by John Löffel" sind?

Die Mittagszeit ist längst vorbei. Ich habe einen heissen Kopf und kalte Füsse bekommen und das Feuer im Ofen besteht nur noch aus ein paar heimlich aus der Asche

lugenden glühenden Katzenaugen. „Dem ist rasch abgeholfen", meint Herr Löffel. Topf weg, eine Handvoll Holzwürfel aufgeschüttet und obenauf, als Clou, aus einer Flasche einen Sprutz — Petrol! Wie ich ihm in den Arm fallen will, wehrt er lachend ab: „Lassen Sie nur, es ist schon tausendmal gut gegangen, da wird es wohl beim tausendundeintenmal keinen Klapf geben, man muss das nur verstehen."

Es hat wirklich keinen Klapf gegeben und bald ist die Suppe wieder aufgewärmt. Das Katzenportiönchen, das sich der Alte nun zurecht macht, erregt mein Erstaunen. „Ja, wissen Sie, seit 35 Jahren leide ich an einer schweren Lungenerweiterung (!) und wenn ich den Magen fülle, dann hat die „Lugi" (gemeint ist die Lunge) keinen Platz mehr, was mir dann Atembeschwerden verursacht. Ich esse nur ganz wenig, aber gut!" Die Kostprobe, zu der ich eingeladen werde, lässt mir über letztere Behauptung keinen Zweifel.

Johann Löffel führt mich dann noch auf den Speicher. Dort steht der von ihm selbstgefertigte Sarg. Dass Löffel auch sein Ewigkeitsbett nicht vergessen hat, wundert mich nach all dem Gehörten nicht mehr. Er selbst hat seine Freude an der kunstgerecht ausgefallenen Maserierung. „Wenn ich einmal von dannen muss, dann braucht es kein langes Geläufe zu geben. Sollte ich mein Stündchen nahen fühlen, dann krieche ich einfach hinein und bin dann am Morgen schon drin."

Es ist klar, dass solch hervorstechende, ungewöhnliche Menschen in ihrer näheren oder weiteren Umgebung oft scharf umstrittene Persönlichkeiten sind. Namentlich alles besserwissende Junge glauben oft, ihre scheinbare Ueberlegenheit den Alten fühlen lassen zu müssen. Jugend ist eben oft mitleidlos. Aber Löffel steckt sie noch heute alle in den Sack und gar manch jugendlich überlegenes Lächeln hat später heimlicher Beschämung und nachfolgender Achtung Platz machen müssen. Es gibt eine Menge Leute, die auf Löffels Wissen schwören „wie aufs Evangelium".

Meine Zeit ist leider um. Wie ich Löffel zum Abschied noch einen langen Lebensabend wünsche, meint er etwas wehmütig: „Manchmal weiss ich wirklich nicht, ob ich das wünschen soll. Seit meine Frau gestorben ist, weiss ich eigentlich nicht mehr so recht, wozu ich da bin. Und seit mir im letzten Jahr noch mein treues Jagdhündchen und letzter Kamerad durch Unfall verloren ging, fühle ich mich noch mehr vereinsamt und bin froh über jeden lieben Besuch. Wenn es auch manchmal ein Paar Strümpfe oder ein Kleidungsstück zu stopfen gibt, wenn dieser oder jener ein Sägenblatt oder eine Fräse zum Feilen bringt oder der Tochtermann eine neue Mistbähre nötig hat, so genügt halt das doch alles nicht, meine Tage zu füllen."

Innerlich fast etwas beschämt über so viel Arbeitskraft verlasse ich den Alten mit herzlichem Händedruck. Der heutige Tag hat mir ein Erlebnis gebracht. (RoBo.)

Bergfahrt in Savoyen

I.

Die Tore zu den französischen und italienischen Bergen sind zugeschlagen und so lange der Krieg dauert, dürfte es wohl kaum möglich sein, in jene Gebiete zu gelangen, die dem Bergsteiger bekannt sind unter den Namen Maurienne und Tarantaise und in jene anderen, über die wohl auch ein weiteres Publikum Bescheid weiss, ins Gebiet des Montblanc, in die südlichere Dauphinée und in die graijischen Alpen. Da kramt man denn, statt dass man Pläne schmiedet, in den Erinnerungen. —

Ich wende Blatt um Blatt von Aufzeichnungen und Bild um Bild. 1930! Da steht vorab ein Klagelied von schlechtem Wetter. Schon im Juni jagt uns ein Schneesturm von der Niesenkette nach Hause. Wetterhorn und Eiger tauchen aus Nebelwolken auf. Ihre Ersteigung bleibt unvollendet im massenhaften, gefährlich schweren Neuschnee stecken. Der Juli geht vorüber und noch ist nichts Rechtes zustande gekommen. Ungeduldig klopft der Finger am Barometer herum — aber das Klopfen hilft nichts — das ersehnte Hoch stellt sich nicht ein, so dass wir endlich vor der Entscheidung stehen: Zu Hause bleiben oder Schlechtwetterfahrt. Zwar ist die Entscheidung einfach; denn sie kann natürlich nur lauten: Schlechtwetterfahrt.

Das Ziel ist *Savoyen*, die Täler der *Tarantaise* und der *Maurienne*.

Und nun zunächst ein wenig Geographie: Von Genf aus erreicht man die *Tarantaise* mit der Bahn über Annecy-Albertville-Moutiers-Bourg St-Maurice (Endstation), die Maurienne über Culoz-Chambéry-Modane (Grenzstation der Mont Cenis-Bahn). In Albertville beginnt die *Tarantaise*, mit welchem Namen die Gebiete des Tales der Isère und desjenigen des Doron de Salins mit dem grossen Fremdenort Pralognan bezeichnet werden. Die *Maurienne* ist das Tal des Arc. Von Modane aus ist ein Autokurs der französischen Staatsbahn eingerichtet, der in fast dreistündiger Fahrt den Talesgrund beim Orte Bonneval erreicht. Das Bergmassiv endlich, das sich zwischen den Tälern der Isère und des Arc ausdehnt und bis gegen 3800 m Höhe erhebt, trägt den Namen „die *Vanoise*".

Wir wussten wenig über das Gebiet. Zwar hatte einer der Teilnehmer an unserer „Expedition" die Tarantaise bereits einmal besucht und war des Lobes voll ob den Schönen, welche sie dem Wanderer zu bieten habe. Dann aber schreibt Julius Kugy, ein bekannter Bergsteiger und Bergschriftsteller: „Es war einer meiner schönsten Bergtage, an dem ich so recht Savoyens Schönheit sah. Wie seelenvoll blickte das Auge seiner Hochseen, wie feierlich standen seine Berge, wie kristallhell leuchteten seine Gletscher, wie freundlich grüssten seine Almen in entzückendem Grün. Alles so weit und so gross, so strahlend schön! Ueberall reinquellender Reichtum der Natur, überall edle und anmutvolle Linie, nichts Abgehacktes, nichts Finsteres, nichts Schreckhaftes! ... Da will ich in Gedanken und will's Gott, vielleicht auch noch einmal in traumhaft beglückender Wirklichkeit zu dir wieder wandern, du schönes, savoyisches Bergland! Im sanften, süssen Hauch deiner Matten soll mir die liebe savoyische Bergsonne still und warm hineinleuchten in mein, deinem Zauber weit geöffnetes Herz. Denn bei dir dort ist wie vielleicht nirgends sonst alles zu Hause, dessen man in solchen Zeiten und Stimmungen bedarf: Die Schönheit, die Ruhe, der Friede und die Versöhnung!"

So fuhren wir denn, drei Mann hoch, mit vollbepacktem Rucksack und all den mehr oder weniger notwendigen Zitaten des Hochtouristen, am 2. August nach Genf. Die Sonne strahlte zum erstenmal seit langem vom allerdings nicht ganz wolkenlosen Himmel, aber sie schien doch wieder einmal und das genügte uns, die wir, wie schon gesagt, auf eine Schlechtwetterfahrt eingestellt waren, zunächst vollauf. Im Bahnhof des Eaux-Vives bestiegen wir den Lokalzug, der uns nach Annemasse, zur Passstation bringen sollte. Als ziemlich passionierter Raucher hatte ich mich genau nach dem „erlaubten Quantum" Rauchwaren erkundigt: 10 Zigarren oder 20 Zigaretten oder 50 Gramm Pfeifentabak. Eine niederschmetternde Auskunft im Hinblick auf die auf vierzehn Tage bemessene Bergfahrt! Aber Tabakschmuggel werde streng gebüsst. — Der Zollbeamte schaute Seil und Steigeisen etwas schräg an und winkte